
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 233. Bromberg, den 10. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(21. Fortsetzung.)

Das erstaunliche Mädchen Mogi wußte sofort, daß Lilith vor ihr stand.

Sie streckte ihr einfach die Hand hin und sagte: „Guten Abend, Fräulein Walrond. Ich freue mich, daß Eppo Sie gefunden hat. Kommen Sie herein."

Lilith wurde es warm ums Herz. — Es war, als hätte man hier auf sie gewartet!

Eppo strahlte. Er hatte ihr nicht zuviel von Mogi erzählt, die einen fröhlichen Krieg gegen falsche Gefühle und Hemmungen führte und immer die Siegerin war.

„Es gibt noch mehr Überraschungen heute abend", sagte Mogi zu Lilith und faßte sie wie eine gute Freundin unter den Arm.

Dann hörten sie Eppos Schrei.

„Robby!!" — — —

Als sie ins Zimmer traten, schrak Lilith zusammen. — Auf dem Diwan waren zwei Körper übereinander hergefallen, die in verbissener Wut miteinander zu ringen schienen. Ab und zu fuhr etwas durch die Luft — es war nicht zu unterscheiden, ob Arm oder Bein, ob Eppo oder Robert.

Wie es sich gehört, siegte schließlich der Ältere. — Robert lag auf Eppo, der sich von ihm schütteln ließ wie ein junger Hund. Beide hatten hochrote Gesichter und lachten Tränen.

So reagierten zwei Brüder ihre Gefühle ab.

Zwei Brüder, die sich ein ganzes Leben lang geliebt und nur ein paar Monate nicht gesehen hatten — dazwischen lag ein kleiner durchstochener Zettel, der auf beiden Seiten mit unsagbar dummen Worten beschrieben war. — —

„Ist er nicht ein herrliches großes Kind?" sagte Mogi und meinte Robert.

Lilith nickte stumm. — Sie meinte Eppo.

Die beiden Mädchen sahen sich an und lachten befangen. Die Merkwürdigkeit der Situation kam über sie. Es gab noch viel Ungesagtes, was beschwerte. Man mußte es aussprechen, um sich davon zu befreien. —

Robert und Lilith begrüßten sich herzlich. — Eppo hatte schon am Wagner-Platz flüchtig von ihrer Bekanntschaft aus Karnak gehört. Er hatte Roberts Schweigen verstanden und verziehen. Wie fern lag das alles! Fern wie das Land, in dem es seinen Anfang genommen hatte.

„Wie kommst du eigentlich hierher, Robby?" fragte er plötzlich. Es fiel ihm jetzt erst ein, sich darüber zu wundern.

Robert mußte einen Augenblick nachdenken. Er wußte nicht, wo er mit seinen Enthüllungen anfangen sollte.

Dann sah er, wie Lilith errötete — er gab sie schonungslos preis.

„Durch Fräulein Lilith Walrond", sagte er geheimnisvoll.

Eppo grübelte. Wie sollte man das verstehen?

Mogi erlöste ihn. „Bitte, das hat keinen Zweck so. Wir kommen so nicht weiter. Jetzt erzähle ich, denn ich weiß am meisten von euch allen."

„Oho", protestierte Eppo, „weißt du zum Beispiel, wer heute abend in der zweiten Runde gewonnen hat?"

„Du natürlich!" lachte sie. „Wenn alles so leicht wäre zu wissen!"

„Nun, so leicht war es nicht, wie du es dir machst — was Leilakind?" Er nannte sie immer noch Leila. Er war immer noch in Ägypten, wenn er sie ansah.

Ihre Augen füllten sich mit feuchtem Glanz. Die Erregung der vergangenen Stunden wirkte nach und ließ sie erzittern. Es war wie die Erinnerung an einen bösen Traum, daß Eppo ohne Leben vor ihr auf dem Boden gelegen hatte. —

Sie saßen alle vier auf dem Diwan nebeneinander wie artige Schüler, die auf den Beginn des Unterrichts warten. — Eppos Finger, die hinter dem Rücken nach Liliths Hand tasteten, wurden plötzlich ergriffen und heftig gedrückt. Robert gratulierte ihm zu seinem Siege — so nebenbei.

Dann sprach Mogi. —

Das blaue Zimmer wurde zu einem Netz, in das die kleine Menschenfängerin ihre Opfer gelockt hatte.

Ein gefährliches Netz. — Sie kamen alle nicht wieder so heraus, wie sie hineingetaumelt waren. — Einer hatte sogar sein Herz verloren. —

Lilith saß wie im Traum. Ihr feiner weißer Arm hielt Eppo umschlungen, als wollte er ihn nie wieder loslassen.

Ihre Gedanken wanderten den Weg, den Mogi wies.

Man muß dieses Mädchen lieben, dachte sie — wir alle müssen sie lieben. —

Wie reich, wie unendlich reich wurde Robert beschenkt mit diesem — armen Mädel! — — —

Der Morgen sandte sein milchiges Licht durch die Ritzen der Jalousie, als die beiden Mädchen schlafen gingen.

Lilith bekam die kleine Blumenkammer. (Weiß der Himmel, wann Mogi Zeit gefunden hatte, das Bett für den neuen Bewohner zu richten!) Sie schlug die Hände zusammen, wie ein Kind am Weihnachtstisch. „Darf ich hier schlafen, Mogi?"

Dann küßte sie die neue Freundin. —

Eppo sollte auf dem Diwan schlafen, wenn Robert gegangen war.

Aber er schlief nicht, und der Bruder ging nicht. Es gab hundert Dinge, die gesprochen werden mußten. Robert wollte viel von Eppos Projekt wissen. — Eppo berichtete. — Es war alles bis aufs kleinste ausgearbeitet. Auf dem Papier und in seinem Kopf. Aber es war da noch eine böse Lücke, über die er nicht hinwegkam.

Sie saßen zusammen an dem Tisch, der von unzähligen Reisnägeln durchstochen war, und schrieben Zahlen auf Papier. Aber die Lücke klaffte, war nicht zu überbrücken.

Da warf Robert sein und Eppos Vermögen in die Lücke.

Jetzt stimmte die Rechnung! — — —

XXV.

Waldemar Walrond starrte abwesend auf den breiten Rücken des Chauffeurs, der die große schwarze Limousine geschickt durch den Morgenverkehr des Tiergartens jonglierte.

Feinste Samenstäubchen, vermodertes Laub und Nebelnässe hatten sich zu einem glitschigseifigen Brei vermischt, der in dünner Schicht den Asphalt bedeckte und die Hinterräder des Wagens in lebensgefährliche Pendelschwingungen versetzte.

Aber Waldemar Walrond bemerkte heute nichts von der Lebensgefahr. — Seine Gedanken liefen leer.

Noch nie in den nun bald dreißig Jahren, die Waldemar Wolrond diesen Weg zurücklegte, hatte er in einer derartigen Verfassung in seiner Wagenecke gehockt und vor sich hin gestiert.

Er faßte es nicht — er faßte es nicht! —

Lilith — seine vernünftige, klardenkende, gut erzogene Tochter Lilith war verschwunden! Nein — nicht verschwunden: sie war da — aber er konnte sie nicht erreichen! Nicht mit ihr sprechen! Sie nicht zur Vernunft bringen! — Heute, am Tage der Trauung!

Um sieben Uhr war er ans Telephon gerufen worden — erschrockene Augen des Mädchens — eine Dame wünsche ihn zu sprechen. — Aus dem Trichter war eine Stimme gekommen, die die kühle, ruhige Stimme seiner Tochter war: „Vater? — Ich komme heute nicht nach Hause! Ich heirate Erwin Schwab nicht! — Du hörst von mir — ich verreise einstweilen —". Dann hatte es Knack gesagt, und sein „Was heißt denn das?!" war ihm im Halse steckengeblieben. — Das gab es natürlich nicht, daß man auf dem Amt erfahren konnte, mit wem man eben verbunden war. Das brachten nur Detektive in Romanen fertig! — Abgeschnitten! — Mattgesetzt! — Kaltgestellt! — Fertig! — Ich heirate nicht — komme nicht! —

Warum „komme nicht?" Sie wohnte doch bei ihm — warum mußte sie kommen? — Wo hatte sie die Nacht zugebracht? — Was waren das alles für ekelhafte, dunkle, kriechende Fragen? Was war das für eine Atmosphäre von Abenteuer und Geheimnis? —

Das paßte doch alles gar nicht zu Lilith Walrond! — Kannte er sie so schlecht? Er kannte sie doch! — S e i n e Lilith? — War sie seine? — — Zum ersten Male im Leben auch diese Frage! —

Waldemar Walrond erinnerte sich an ein Gespräch in Kairo. — Da war ihm seine Tochter zwischen den Fingern durchgeglitten und ihrer Wege gegangen. — Aber es waren doch gleichzeitig auch seine Wege gewesen! — Sie wußte, was auf dem Spiele stand. Er hatte sie damals nicht gezwungen — hätte sie nie gezwungen! Sie hatte sich aus freiem Entschluß mit Erwin Schwab verlobt.

Freilich, ihr Herz war wohl nicht mit im Spiel gewesen. Aber er hatte geglaubt, sie sei vernünftig genug, um es ruhig aus dem Spiel zu lassen.

Seit die letzte Gefahr, Trude Zimmer, beseitigt war — auf fünfundsiebzigtausend Mark hatte ihn das raffinierte Frauenzimmer heraufgehandelt! —, war Lilith auch nicht mehr das geringste anzumerken, daß sie etwas gegen eine Ehe mit Erwin Schwab einzuwenden habe. — Gestern hatte die Zimmer das Geld ausgezahlt erhalten — laut Kontrakt —, und nun das!

Vielleicht — ein armseliger Hoffnungsfunke mit dem Atem der Verzweiflung angefacht — vielleicht daß im Bureau eine Nachricht — ein weiterer Anruf, vielleicht war jemand unterrichtet — Grasmück? — Sie plauderte gerne mit ihm, wenn sie sich neue Muster aussuchte. —

Und wenn nicht — was dann? — Dann mußte man einen Gang zum alten Schwab antreten — Kanossa war ein Triumphzug dagegen!

Man mußte doch Stellung nehmen, eintreten für seine Tochter! Man konnte doch nicht einfach — auch ausrücken! — (Nach uns die Sintflut!) Man war doch wer! Es hingen doch Werte und Menschen an einem. Man war doch keiner mit Hochstaplermanieren!

Die dicken Ballonreifen schabten leicht gegen den Bürgersteig der Schützenstraße. Der Wagen hielt. Waldemar Walrond stieg aus und fuhr, immer noch völlig geistesabwesend, mit dem Wunderwerk aus Glas und Nickel in den vierten Stock, wo sein Arbeitszimmer lag. — Gott sei Dank, daß heute nur Standesamt sein sollte! Gar nicht auszudenken die Blamage, wenn das hier alles mit Blumen und Girlanden — und die Kunden und Lieferanten, die gratulieren kamen — und die grinsenden Fratzen der Angestellten. — Herr Walrond schloß schwindelnd die Augen. —

Als er die einbruchsichere Eisentür öffnete, trat ihm Grasmück entgegen. Sein Gesicht zeigte Bestürzung. — Wußten die Angestellten schon wieder etwas? Das klappte ja verdammt gut zwischen Kurfürstendamm und Schützenstraße!

„Herr Schwab sitzt im Privatkontor. Wartet schon seit acht. Wir haben schon zu Hause angerufen, aber Herr Walrond war schon fort."

„Wer — Erwin Schwab?" fragte Walrond mit erstickter Stimme.

„Nein, der Senior!"

Drinnen erhob sich ein Riese mit einem hängenden vergilbten Schnurrbart. Hugo Schwab, Besitzer unzähliger Spinnereien und Webereien, war etwas asthmatisch, und es kostete ihm einige Anstrengung, als er seinen gewölbten Körper aus dem Klubsessel hob.

„Guten Tag", sagte Walrond und streckte ihm versuchsweise die Hand hin. — Gottlob — er nahm sie. Es war noch nicht alles verloren!

„Morjen, morjen — ho-ho-ho!" — Der Riese pflegte seine Sätze mit einem drohenden Ho-ho-ho aus der Welt zu fegen.

Walrond legte schnell ab und zog sich hinter den Schreibtisch zurück. Er sagte nichts. — Was hätte er auch sagen sollen? Es war ihm ja nichts eingefallen. Zu Hause nicht — im Auto nicht — und auch jetzt ließ ihn seine in hundert Verhandlungen erprobte Geistesgegenwart hartnäckig im Stich.

Zum Glück sprach jetzt der andere. — Er sprach seltsam leise und stockend. Sein rücksichtslos kollerndes Organ schien heute gepolstert.

„Tja — das ist eine dumme Sache, die mich so früh zu Ihnen führt. Gott verdamm mich — eine dumme Sache! Weiß gar nicht, wie ich's ihnen beibringen soll." Er stockte. — Wie rücksichtsvoll er ist, dachte Walrond und lächelte gütig verstehend.

Hugo Schwab nahm einen Anlauf:

„Ja, also der Erwin — tja — der ist weg!"

Walrond fuhr zurück. — „Der Erwin ist weg? Ihr Sohn?" —

Schwab nickte schwer und schlug sich im Takt mit der geballten Pranke auf den mächtigen Schenkel.

„Also ist er mit Lilith?" — — —

Walrond biß den Satz ab. — Was war denn das nun wieder? — Vollkommen durchgedreht war man schon! — Sie wollte ihn nicht heiraten und rückte mit ihm zusammen aus?

„Mit Lilith?" wiederholte Schwab. „Mit Lilith — ho-ho-ho! nein, nicht mit Lilith" — er artikulierte gehässig, „mit dem verruchten Weibsstück — der Zimmer!"

Waldemar Walrond machte schlapp. Er verlor die Herrschaft über die Gedanken, die in seinem Schädel brausten.

Schwab fing wieder an zu sprechen.

„Hatte heute nacht furchtbaren Krach mit dem Bengel. War vollkommen aus dem Häuschen. Schlug mit der Faust auf den Tisch — noch nie so gesehen! Sie muß ihn wohl aufgehetzt haben. — Kann's Ihnen ja jetzt sagen — muß es Ihnen ja wohl sagen — ho-ho-ho —: Er macht sich nicht viel aus Ihrer Tochter, ist ihm zu kalt — zu ruhig — braucht anscheinend etwas — etwas Unruhigeres — etwas mehr Feuerwerkskörper — —ho-ho — —na, ist ja Geschmackssache — macht ja nichts — finde sie sehr nett — ganz famoser Kerl, die Lilith! — Hätte es gerne gesehen — ho-ho-ho — — —Tja, war ganz wild der Herr Sohn — und überhaupt — wäre alt genug — ließe sich nicht mehr schulmeistern — Leben alleine zimmern und so — kennen das ja. Mit einem Wort: er wollte nicht nur die Lilith nicht heiraten, sondern auch aus dem Geschäft raus! So einfach raus! Sei eine langweilige stumpfsinnige Angelegenheit — vertrödelte Zeit — und passe ihm nicht mehr! — Na von mir bekommt er keinen Sechser für seinen Blödsinn! — Habe ihm das auch gesagt."

(Schluß folgt.)

Der „Teufel".

Indisches von A. Diez-Langhammer.

„Bhoot" nannten ihn die Inder, den „Teufel". Sie hatten recht von ihrem Standpunkt aus, denn der Tiger, der nun schon seit Monaten in der Gegend sein Unwesen trieb, schien gegen alle Menschenwaffen gefeit zu sein, trat immer dort auf, wo er am allerwenigsten vermutet wurde, und war schon zur Landplage geworden.

Ein englischer Forstbeamter hatte den Distrikt erst neu übernommen. Er wollte ihn kennen lernen und zog nun mit einigen Kulis von einem Forstbungalow zum andern. So lernte er eines Tages auch den „Teufel" kennen. Das war, als der Europäer eines der Häuser schon von zwei Weißen besetzt fand. Sie nannten sich Witt und Brandon und waren eigens in den Distrikt gekommen, um den „Teufel" zu schießen. Sie hatten an verschiedenen Stellen der nächsten Umgebung junge Büffel angebunden und hofften, der Tiger würde einen der Köder reißen.

Nun saßen sie zu dritt in ihren Liegestühlen vor dem Bungalow. Vor ihnen war eine kleine Lichtung in den Wald geschlagen, die nach zehn Metern steil zu einem Fluß abfiel.

Etwas Einschläferndes lag in der Abendstimmung. So wollte auch das Gespräch nicht recht in Gang bleiben; der Forstbeamte und Witt betraten den Bungalow, um einander ihre Waffen zu zeigen. Brandon blieb in seinem Liegestuhl. Er hatte oft etwas Besinnliches an sich, und wenn ihn eine dieser Stimmungen überfiel, dann konnte er sich nicht aus dem Träumen losreißen.

Die beiden anderen kümmerten sich erst um ihn, als die Dunkelheit hereingebrochen war und er nicht im Bungalow erschien. Sie schickten einen Kuli hinaus, der ihn hereinbitten sollte. Doch der Inder kam ratlos zurück: „Der Sahib ist nicht draußen, sein Stuhl steht leer!"

Die Weißen sahen sich an, eilten vor den Bungalow, riefen in die Nacht hinaus: „Brandon, Brandon!" Doch nur das Echo und aufgeschreckte Stimmen des nächtlichen Dschungel antworteten ihnen. Da suchten sie mit ihren Jagdlampen den Boden vor dem Hause ab. Ein paar Fußspuren verrieten ihnen, daß Brandon auf und abgegangen sein mußte, doch sie verloren sich auf dem hartgetretenen Grund unmittelbar vor dem Bungalow. Ein kleiner Erdklumpen, von dem weder der Forstbeamte noch Witt wußte, wie er hergekommen sein mochte, war alles, was die beiden sonst noch fanden.

Sie alarmierten das nächste Dorf, drangen mit Fackeln in die Dschungel ein. Alles Suchen blieb erfolglos. Sie nahmen die Streife am Tage wieder auf. Sie fanden nichts. Brandon blieb verschwunden, wie durch die Luft entführt.

Da gab Witt sein Unternehmen auf. Er mochte wohl nicht ohne den Freund weiterjagen, und der Forstbeamte mußte seine Dienstreise fortsetzen. —

Monate waren vergangen. Der „Teufel" trieb ungestört sein Unwesen, holte sich fast täglich sein Opfer. Die Behörden wurden besorgt und verlangten den Abschuß um jeden Preis. Doch der Tiger schien mit den Menschen zu spielen. Er war niemals dort, wo er vermutet wurde. Ihn selbst sah man nicht, nur die Reste seiner Opfer.

Eines Tages lagerte der Forstbeamte wieder in dem Bungalow am Fluß. Er wollte nicht eher ruhen, bis er den „Teufel" erlegt hatte, der Nachrichten zufolge dreißig Kilometer weiter nördlich die neusten Spuren seiner Untaten hinterlassen hatte.

Im Bungalow lastete die Tageshitze, und draußen auf der Lichtung war angenehme Kühle. Der Förster ließ sich seinen Liegestuhl dort hinaus tragen, um den Abend zu genießen. Neben ihm lehnte seine geladene Büchse, von der er sich im Dienst niemals trennte. Ein Kuli hatte ihm eben die Post gebracht, und der Weiße versenkte sich in die Briefe.

Plötzlich überfiel ihn ein Unbehagen. Er wußte nicht, woher es kam, und er hob unwillkürlich den Kopf. Da sah er drüben am Waldrand, acht Meter entfernt, den „Teufel" kauern. Die gelben Augen leuchteten aus dem Halbdunkel der Baumschatten und starrten den Weißen an.

Der Brief fiel dem Engländer aus der Hand. Die Büchse flog ihm an die Schulter, und der Schuß bellte. Ein Brüllen, das den Bungalow zu erschüttern schien, war die Antwort. Und dann sprang der „Teufel".

Er kam um den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Denn wenn er auch unter seinem Gewicht den Liegestuhl zertrümmerte, so traf er doch nicht mehr den Engländer. Denn der Weiße war mit einer Gelenkigkeit, die ihm selbst wie ein Wunder erschien, aufgeschossen und zur Seite gesprungen.

Im nächsten Augenblick hatte der Tiger sich gewandt. Wieder starrten seine Augen lähmend, und der Schuß fiel erst, als der „Teufel" schon sprang.

Die Kugel mußte das Rückgrat verletzt und die Hinterhand sofort gelähmt haben. Zwei Schritte vor dem Engländer krachte der „Teufel" zu Boden. Der Weiße wich wieder aus, denn das Tier schlug mit den ungelähmten Pranken um sich und warf den schweren Kopf zur Seite, um den Menschen mit den Fängen zu packen. Doch es überschlug sich dabei nur seitwärts, lag einen Augenblick unmittelbar neben dem Steilabfall zum Flußlauf, wollte sich aufrichten und stürzte hinab, fünf, sechs Meter tief.

Ein dritter Schuß aus der wieder geladenen Büchse des Engländers tötete das Tier.

Der Forstmann kletterte zu seiner Beute hinunter. Wilde Weidmannsfreude erfüllte ihn, der Stolz, den „Teufel" endlich erlegt zu haben.

Seine Genugtuung wurde nur erhöht durch einen Fund, den er dort unten am Steilabfall machte. Eine natürliche Höhle riß ein Loch in die Uferwand, drinnen lagen die Fetzen eines Khakianzuges, die Reste eines Paars brauner Stiefel.

Da wußte der Engländer, warum er von Brandon damals keine Spur fand. Ein Sprung mußte den „Teufel" vom Waldrand bis auf den harten Boden vor dem Bungalow getragen haben. Der zweite ließ ihn mit der Beute verschwinden. Er war eben kein gewöhnlicher Tiger, sondern ein „Teufel".

Die Retterin.

Skizze von Max Geißler.

Vor Olga Andrejewska, die ihm gegenübersitzt, ist Wassilitsch, der Direktor der Strafanstalt auf der Insel Sachalin, wie verwandelt. „Es scheint ein Traum, daß Sie hierhergekommen sind, Ihre menschenfreundliche Sendung zu erfüllen. Unter Verworfenen, Verbannten, unter politischen Verbrechern schlimmster Art! Sechstausend Meilen von Moskau!"

„Und doch ist es so, Wassilitsch", sagte Olga Andrejewska, „ich rechne dabei auf Ihre Hilfe."

„Teure gnädige Frau, Sachalin ist die Hölle. Der schreckliche, lange Winter, die oft furchtbare Hitze im Sommer! Wer hierher verbannt ist, vertiert. Und dennoch — Sie sind freiwillig gekommen." Dabei drückt er ihre weiße Hand, daß Olga Andrejewska einen leisen Schrei ausstößt. „Ich bitte um Verzeihung, ich habe Ihnen weh getan? Noch eine Schale Tee, gnädige Frau?"

„Danke, nein." Olga Andrejewska ist schlank, biegsam, blond. Ihr Gesicht kündet unsagbare Milde und unsagbare Willenskraft. Es ist das Antlitz einer Frau, die weiß, daß Schönheit eine Macht gibt, die sich für bestimmte Zwecke ausnützen läßt. Nach dem Tee macht sie mit Wassilitsch einen Rundgang durch die Arbeitsräume der Anstalt. Olga Andrejewska sieht in vermühte Gesichter, blickt in Augen, die vor Überraschung und Bewunderung aufleuchten. Unter den vielen, die wortlos und bitter werken, bleibt ihr Auge an einem Menschen hängen — nur für zwei Sekunden. Dieser Mensch sitzt stumm und sehr bleich über seine Arbeit gebeugt. „Ich glaube, dies Gesicht hab' ich schon einmal gesehen", flüstert die Frau Wassilitsch zu, dem ihre Betroffenheit nicht entgangen ist.

„Wohl möglich, gnädige Frau. Dieses ist Sergius Petrowitsch. Er entstammt einer vornehmen Moskauer Familie. Er ist ein wütender Anarchist."

„So", sagt Olga Andrejewska. In den folgenden Tagen beginnt sie ihre Arbeit unter den Verbannten mit Frohmut und Takt. Sie gewinnt sofort das Vertrauen der Sträflinge. Aber auch von den Einheimischen wird sie verehrt. Durch die elenden Hütten schreitet sie als ein guter Engel. Einem dieser Glücklosen rettet sie durch hingebungsvolle Pflege das todkranke Kind — dafür schwört ihr Orliak, der Vater: „Ich werde mein Leben für Sie lassen, wenn es nötig ist."

Der Sommer kommt. Wassilitsch hat sich rettungslos in Olga Andrejewska verliebt. Sie begegnet seinen Anträgen mit milder Überlegenheit; und eines Tages sagt sie zu ihm: „Warum machen wir denn nicht einmal eine Fahrt auf dem Flusse, bis hinaus an die Mündung? Orliak hat ein so schönes Boot."

Der Direktor ergreift die Gelegenheit. Am anderen Morgen fahren sie. Auf einmal, in der Einsamkeit eines Waldes, wo der Fluß breit und gemächlich von raschem Lauf auszuruhen scheint — jaja, dort hören sie einen Schrei, sehen einen Menschen, der mit den Fluten ringt, untergeht, wieder emportaucht, noch ein letztes Mal vielleicht, dann ist er mit seinen Kräften zu Ende. Orliak legt sich mächtig in die Ruder, treibt das Boot dem Ertrinkenden entgegen. Sie ziehen einen Ohnmächtigen aus dem Wasser. „Aber . . . Himmel, das ist ja Sergius Petrowitsch!" ruft Wassilitsch, „wie kommt denn der hierher?"

„Das werden wir erfahren, wenn wir ihn wieder lebendig gemacht haben", sagt Olga Andrejewska. Sie legen ihn auf eine Bootsbank, den Kopf tiefer als den Körper, bewegen ihm die Arme, daß er atmen muß, und Sergius Petrowitsch schlägt die Augen auf. Ganz verloren schaut er sich um. „Ihr?" fragt er. „Warum habt ihr mich denn nicht sterben lassen? Damit ihr mich in die Hölle zurückbringt? Oh, es ist keine Hoffnung mehr für mich im Leben!" Da befiehlt Wassilitsch, das Boot zu wenden.

„Warum denn das?" fragt Olga Andrejewska. „Wir können unsere Fahrt doch ruhig fortsetzen. Auch dieser Mensch wird im Boote rascher zu Kräften kommen."

Wassilitsch mag ihr die Bitte nicht abschlagen. Auf stillem Strome treiben sie zwischen tiefen Wäldern. Wachen rufen sie da und dort an. Aber wenn sie den Direktor erkennen, lassen sie das Boot unbehindert ziehen. Olga Andrejewska ist von liebenswürdiger Beredsamkeit — auch dem Sträfling gegenüber. „Versprecht Ihr mir", sagt sie zu ihm, „daß Ihr Eure wahnsinnige Flucht nicht wiederholen wollt?"

„Ich schwöre es!" beteuert Sergius Petrowitsch.

„Bah, wer könnte Ihnen widerstehen!" sagt Wassilitsch und schüttelt ihr die Hände. In diesem Augenblick springt Sergius Petrowitsch auf. Mit stählernen Fäusten zwingt er Wassilitsch auf die Knie. Orliak verläßt die Ruder und bindet ihm die Hände auf den Rücken. Sie fesseln ihm die Beine und treiben das Boot gegen den Strand.

Dann redet Olga Andrejewska. „Fürchten Sie nichts, Wassilitsch", sagt sie, „Sie sind wehrlos, aber sterben sollen Sie nicht. Sergius Petrowitsch, mein Gatte, ist unschuldig verbannt. Ich mußte ihn retten um jeden Preis. Ohne Sie an Bord wäre das nicht möglich gewesen; wir hätten die Wachen nicht täuschen können." Nach diesen Worten wird Wassilitsch ans Ufer geschleppt und im Gebüsch geborgen. Sie sind in der Mündung des Flusses. Draußen im Meer, im Dunste des Tages liegt ein Segelschiff. „Wenn wir jenen Segler erreicht haben — unsere Freunde sind darauf —, dann wird Orliak zurückkommen und Sie unversehrt heimbringen. Rächen Sie sich nicht an ihm! Orliak ist ohne Schuld. Und nun leben Sie wohl, Wassilitsch!" — —

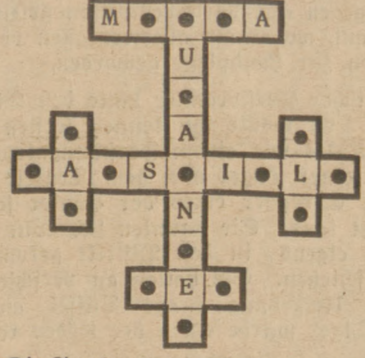
Das Boot, von starken Ruderschlägen getrieben, gelangt zum Schiff und kehrt zum Flußufer zurück. Orliak löst Wassilitsch die Fesseln. Unterdessen nimmt die Jacht den Wind in die Segel und streicht von hinnen.



Rätsel-Ecke



Kronleuchter-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung müssen durch Buchstaben ersetzt werden. Und zwar in der Weise, daß die oberste Linie (M . . . A) einen Namen, der Hauptträger des linken Arms (. A . S) eine Gottheit, der Hauptträger des unteren Arms (. E . N) eine oft zu hörende Antwort und der Hauptträger des rechten Arms (. L . I) einen Vornamen ergibt. Sind die richtigen Wörter gefunden so bezeichnet die längste senkrechte Linie ein europäisches Land, die längste wagerechte Linie dagegen eine französische Stadt.

*

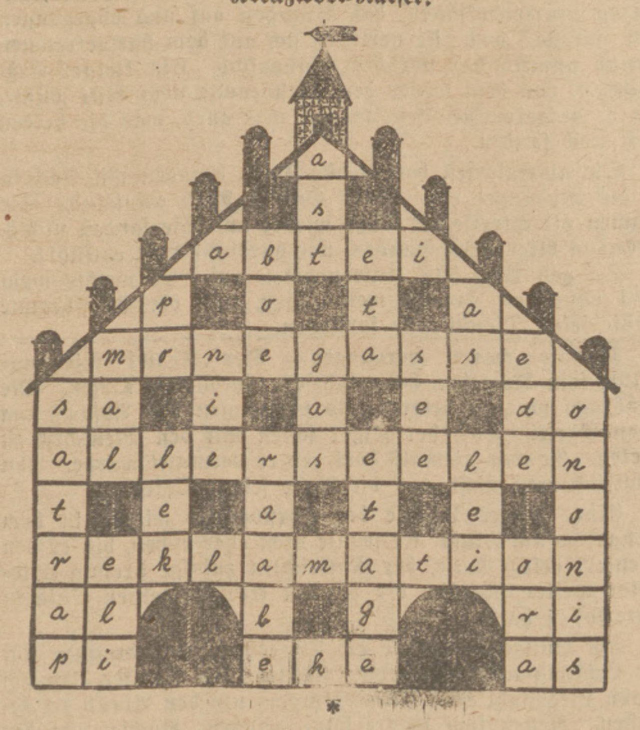
Scherz-Rätsel.

Karl 

*

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 227:

Kreuzwort-Rätsel:



*

Spitzen-Rätsel:

PAPIERDRACHEN
OUALIIOELEEGO
LGCSCNNITNIET
EHEHD SETDR
T E R E

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.